

Charlie Engle Running Man

Extrait du livre
[Running Man](#)
de [Charlie Engle](#)
Éditeur : Narayana Verlag



<https://www.editions-narayana.fr/b22339>

Sur notre [librairie en ligne](#) vous trouverez un grand choix de livres d'homéopathie en français, anglais et allemand.

Reproduction des extraits strictement interdite.
Narayana Verlag GmbH, Blumenplatz 2, D-79400 Kandern, Allemagne
Tel. +33 9 7044 6488
Email info@editions-narayana.fr
<https://www.editions-narayana.fr>



Prolog

Ich hörte immer die Schlüssel, dieses furchtbare Klirren der Schlüssel, auf mich zukommen und wieder verblassen, wenn der Wärter den Gang entlangging und sich wieder entfernte. Ich lernte den glatzköpfigen Riesenkerl auszublenken, der immer die halbe Nacht gegen seinen Spind trommelte, und diesen dünnen Typen in der Ecke, der immer irgendetwas über Jesus brüllte. Aber ganz egal, wie müde ich auch war oder wie fest ich mir die Schaumstoffohrstöpsel in die Ohren stopfte – diese verdammten Schlüssel hörte ich immer. Es war nicht das Klirren selbst, das mir zu schaffen machte, sondern die Tatsache, dass es sich um die klirrenden Schlüssel eines Wärters handelte – und wo ein Wärter war, konnte es Ärger geben.

Das Klirren der Schlüssel bedeutete, dass es fünf Uhr morgens war – Zählappell. Ich lugte unter der Ecke einer Augenbinde hervor, die ich mir aus einem grauen Stoffetzen gemacht hatte, den ich von einer alten Jogginghose abgerissen hatte. Etliche meiner Mithäftlinge ließen die ganze Nacht das Licht an. Einige lasen oder schrieben, andere strichen umher und taten Dinge, von denen ich lieber nichts wissen wollte. Die Augenbinde half mir dabei, mich alldem zu entziehen. Ich sah, dass der Wärter sich von meinem Zellenblock entfernte. Gut. Also war ich nicht an der Reihe, schikaniert zu werden.

Ich nahm die Binde von meinen Augen, zog die Ohrenstöpsel raus, lag reglos auf meiner Pritsche und hörte, wie sich die anderen 200 Männer in meinem Block regten. Mein Zellengenosse, Cody, ein freundlicher Junge, der eine zehnjährige Haftstrafe aufgebrummt bekommen hatte, weil er Gras gekauft hatte, schnarchte noch auf der Pritsche unter mir. Durch das hohe, völlig verdreckte Doppelglasfenster meiner Zelle konnte ich ein viereckiges Stück des schwarzen Himmels sehen.

Kurz bevor ich meine Haft im Bundesgefängnis Beckley angetreten hatte, war ich in Charlotte, North Carolina, als Gastredner auf einer großen Veranstaltung der Anonymen Alkoholiker eingeladen gewesen. Am Tisch mit den kleinen Stärkungen hatte sich ein stämmiger tätowierter Kerl zu mir gesellt und mir geraten, mir im Knast unbedingt einen Spitznamen verpassen zu lassen.

„Warum das denn?“, hatte ich gefragt, während ich mir von einem Pappteller einen Oreo-Keks genommen hatte.

„Du brauchst einen Spitznamen, damit du, wenn du wieder draußen bist und dich auf der Straße jemand mit deinem Gefängnis-Spitznamen ruft, das Arschloch ignorieren und einfach weitergehen kannst.“

In den drei Monaten, in denen ich bereits einsaß, war mir ein Squirrel, ein Shorty, ein Pick-n-Roll, ein Swag, ein Gut, ein Tongue, ein Beaver und ein Glue

Stick begegnet. Mich nannten sie Running Man. Ich war der weiße Typ in den mittleren Jahren, der auf der Vierhundertmeterbahn des Gefängnisgeländes alleine seine Runden drehte, vorbei an den grinsenden Rauchern und den Basketballspielern. Wenn wir eingeschlossen waren, war ich der Verrückte, der auf dem harten Boden neben dem Bett in der Zelle seine Kilometer absolvierte.

„Du gehörst nicht in den Knast“, sagte mir ein Mithäftling, den ich unter dem Namen Butterbean kannte, nachdem er mir dabei zugesehen hatte, wie ich länger als eine Stunde auf der Stelle gejoggt war. „Du gehörst in ein verdammtes Irrenhaus.“

Running Man. Sie konnten nicht wissen, wie gut der Name zu mir passte. Ich war mein ganzes Leben lang gelaufen – auf der Suche nach etwas beziehungsweise um mich von etwas zu befreien. Es hatte mir dabei geholfen, eine zehn Jahre andauernde Kokainsucht zu überwinden und nun schon seit zwanzig Jahren clean und trocken zu leben. Das Laufen hatte mir das Leben gerettet – und mir ein Leben geschenkt. Draußen, in den Kreisen der Ultramarathon-Läufer, kannte man mich. Ich war quer durch die Sahara gerannt und hatte auf der Strecke Rekorde aufgestellt. Jay Leno hatte mich in seine Fernsehshow eingeladen. Ich hatte Sponsorenverträge, auch wenn das inzwischen Geschichte war. Ich wurde gebucht, um auf gut besuchten Veranstaltungen vor Pharmavertretern, Kriegshelden, Führungskräften und Sonntagssportlern inspirierende Reden zu halten. Im Gefängnis war das Laufen – und ans Laufen zu denken, Laufbücher zu lesen und selber eins zu schreiben – das Einzige, was mir geblieben war.

Eines Morgens lag ich kurz vor dem Zehn-Uhr-Zählappell auf meiner Pritsche und las in der Zeitschrift *Runner's World* einen Artikel über den Badwater Ultramarathon, jenen 217 Kilometer langen Ultramarathon, der jedes Jahr im Juli im Death Valley in Kalifornien stattfindet. Viele Leute halten ihn für den härtesten Ultramarathon der Welt, und ich würde ihnen da nicht widersprechen. Die Strecke beginnt auf einer Höhe unterhalb des Meeresspiegels und endet am Whitney Portal in einer Höhe von 2530 Metern nach einem erschöpfenden Anstieg den Mount Whitney hinauf. Der Asphalt der Wüstenstraße ist so heiß – oft heißer als 90 Grad –, dass die Sohlen deiner Schuhe schmelzen können und es dir regelrecht deine Fußsohlen verbrutzeln kann. Ich war den Badwater Ultramarathon fünfmal gelaufen und war bis auf einmal immer unter den ersten fünf ins Ziel gekommen. Ich hielt mich für ein Mitglied der großen, verrückten Badwater-Familie.

Als ich an jenem Nachmittag rausging, um zu laufen, dachte ich immer noch an den Badwater Ultramarathon. Ich hatte zwei Stunden Zeit, bis ich rechtzeitig um

vier Uhr zum Nachmittagszählapell wieder in meiner Zelle sein musste. Von dem Grasstreifen aus, auf dem ich immer meine Aufwärmübungen machte, konnte ich auf einem Hang in der Ferne die Dächer einiger Häuser sehen. Manchmal hörte ich sogar Musik, die aus dem bewaldeten Tal unterhalb des Gefängnisses nach oben drang. Die Laufbahn war der einzige Ort, an dem ich mir beinahe einreden konnte, nicht im Gefängnis zu sein.

Ich begann zu laufen, erst gemächlich, dann schneller. Ich spürte die Sonne auf meinem Gesicht und dachte an den Badwater Ultramarathon. An die flirrende Hitze und den mich anziehenden Horizont. Vor meinem inneren Auge malte ich mir die über Furnace Creek aufragenden dunstigen Berge aus, die welligen Sanddünen von Stovepipe Wells und den langen, inmitten der Einsamkeit aufsteigenden Towness Pass. Ich rief mir das Licht in der Wüste in Erinnerung: rostrot bei Tagesanbruch und lavendelfarben in der Abenddämmerung. Ich dachte daran, wie ich mich den Mount Whitney hocharbeitete, in dem Wissen, dass das Ende des qualvollen Anstiegs mit jeder S-Kurve näher kam. Ich dachte an den Schmerz. Und in dem Moment sehnte ich mich nach diesem quälenden, jedoch zugleich erleuchtenden Schmerz, jenem Schmerz, der offenbart, wer du wirklich bist – und der dich fragt, wer du sein willst.

Nach acht Kilometern legte ich noch mal einen Zahn zu. Und da hörte ich etwas in meinem Kopf, das ich schon mal gehört hatte – ein Geräusch, das klang wie das Surren und Klappern einer sich drehenden Roulette-Scheibe und der gegen die Drehrichtung rollenden Kugel, die im Begriff ist, in ein Nummernfach zu fallen. Du denkst, du weißt, wo sie landen wird, doch dann hüpfte die Kugel herum und landet in einem Fach, das du nie und nimmer erwartet hättest. Vor meinem inneren Auge sah ich die Kugel abprallen und springen und schließlich in ein Fach fallen. Ich blieb stehen, verschränkte keuchend die Hände hinter meinem Kopf und sah zum Himmel. Ich würde den Badwater Ultramarathon in diesem Jahr auch laufen. Jawohl. Genau das würde ich tun.

Ich würde das Rennen auf dieser beschissenen Laufbahn absolvieren. Ich kalkuliert die Distanz. Es würde bedeuten, dass ich 540 Runden laufen müsste, wahrscheinlich insgesamt gut 24 Stunden, verteilt auf zwei Tage. Ich würde ein paar Gegengefällen einfordern und alles zwischen die Zählappelle packen müssen, aber mit ein bisschen Glück glaubte ich, es schaffen zu können. Ich lief wieder los und spürte ein vertrautes Glücksgefühl, das mich überkam. Es war diese innere Erregung, die ich immer verspürte, wenn ich mich zu einem wichtigen Wettkampf angemeldet hatte. Diesmal wurde diese innere Erregung von einem

merkwürdig berausenden und unbestreitbar absurden Gefühl von Freiheit begleitet. Es gäbe keine Anmeldegebühren, keine Bewerbung um die Teilnahme, keine Warteschlangen an den Sicherheitschecks irgendwelcher Flughäfen, keinen Twitter-Feed, keine Geldbeschaffungsaktionen, keine Finisher-Medaille und keinen Druck. Ich würde einfach nur 217 Kilometer laufen müssen. Am Morgen des 13. Juli 2011, dem ersten Tag des Badwater Ultramarathons, würde ich an meiner eigenen Startlinie stehen.

Kapitel 4

*„... trunken von der großen gestirnten Leere ...
fühlte ich mich wie ein reiner Teil
des Abgrundes,
rollte mit den Sternen dahin,
los stürmte mein Herz in den Wind.“*

PABLO NERUDA: *Die Dichtung*

Nach meinem 28-tägigen Aufenthalt verließ ich Beacon House und widmete mich ganz meinem abstinenten Dasein. Ich ging jeden Tag zu den Treffen der Anonymen Alkoholiker und begann mit einem intensiven Lauftraining, nicht so sehr, weil ich es liebte zu laufen – das kam erst viel später –, sondern um mir und allen, die ich kannte, einen greifbaren Beweis dafür zu liefern, dass ich meine Sache gut machte. Ich meldete mich für den Napa Valley Marathon an, zum einen, um zu sehen, wie es sich anfühlte, die Distanz als abstinenter Mensch zu laufen, und zum anderen, um zu versuchen, mich für den Boston Marathon zu qualifizieren. Meine Mutter war da und sah zu, wie ich in einer Zeit von 3:07 Stunden über die Ziellinie lief. Fünf Wochen später stand ich in Hopkinton, Massachusetts, an der Startlinie des Boston Marathons. Eine Woche danach lief ich erneut den Big Sur Marathon, diesmal in abstinentem Zustand und als Teil eines aus dreizehn Läufern bestehenden, durch ein Bungeeseil miteinander verbundenen „Tausendfüßler“-Teams. „Tausendfüßler“-Teams waren bei kurzen Spaßläufen wie dem Bay to Breakers 12K in San Francisco häufig zu sehen, aber wir wollten das erste Team sein, das den Big Sur lief. Drei Mitglieder unseres Teams stiegen aus, aber wir zehn verbliebenen schafften es, unter 3:30 Stunden zu bleiben, was unser Ziel gewesen war. Dabei hatten wir während des Laufs sogar zwei kollektive Pinkelpausen eingelegt. Ein Foto unseres „Tausendfüßler“-Teams erschien auf der Innenseite des hinteren Covers der *Runner's World*. Meine Freunde spornten mich an, und selbst mein Vater schien von meinen Laufleistungen und meinem Bemühen, abstinent zu bleiben, beeindruckt.

Das abstinente Leben war großartig. Innerhalb von 45 Tagen lief ich drei Marathons und alle in ansehnlichen Zeiten. Sowohl bei der Arbeit als auch zu Hause verhielt ich mich vorbildlich. Ich befolgte das Zwölf-Schritte-Programm der Anonymen Alkoholiker und schaffte es fünfzig, sechzig, achtzig Tage lang, trocken zu bleiben. Als ich meine Anerkennungsmedaille für meine neunzigstägige Abstinenz entgegennahm, fühlte sich das an wie ein Wendepunkt in meinem Leben. Ich missdeutete diese Auszeichnung als eine Art Abschluss, der mir bestätigte, dass ich die Sache mit der Abstinenz sozusagen im Sack hatte. Und infolgedessen ließ ich meinen Kontakt zu den Anonymen Alkoholikern aus Gründen, die ich nie verstehen werde, einschlafen. Ich rief meinen Sponsor nicht mehr an und ging nicht mehr zu den Treffen.

Stattdessen konzentrierte ich mich aufs Geldverdienen. Wir hatten gerade die niederschmetternde Nachricht erhalten, dass der Armeestützpunkt Fort Ord geschlossen wurde. Die Soldaten und ihre Familien waren der Motor der lokalen

Wirtschaft gewesen. Ohne sie würde der Wert unseres Hauses abstürzen und die Toyota-Verkäufe würden in den Keller gehen. Ich würde mir einen anderen Job suchen müssen. Mein Freund Joe, den ich aus dem Gold's-Gym-Fitnessstudio kannte, erzählte mir etwas von einer neuen Reparaturmethode für Autos, die sich „Ausbeulen ohne Lackieren“ nannte. Mithilfe dieser Methode konnten Autohändler und Versicherungen Geld sparen, da sie die Kosten für das Lackieren nach schweren Hagelschäden überflüssig machte. Joe hatte vor, in Oklahoma City einen Kurs zu besuchen, um zu lernen, wie diese Methode funktionierte, und er fragte mich, ob ich nicht mitkommen wolle. Pam und mein Vater waren dagegen.

„Du hast endlich etwas gefunden, worin du gut bist“, sagte mein Vater. „Aus welchem Grund solltest du das aufgeben?“

Pam warnte mich, dass eine derart große Veränderung in so einem frühen Stadium der Abstinenz nicht angeraten sei. Wie üblich ging ich davon aus, dass herkömmliche Ansichten für mich nicht galten und begleitete Joe nach Oklahoma City.

Nach dem Unterricht gingen die meisten Teilnehmer meines Kurses abends immer noch etwas trinken, doch ich begab mich ausnahmslos direkt ins Motel. Am letzten Abend überzeugten mich die Jungs allerdings, mit ihnen loszuziehen, um unseren bestandenen Abschluss des Kurses zu feiern. Ich kam zu dem Schluss, dass es nicht schaden könne, mit ihnen zu gehen. Ich konnte ja Wasser trinken. Als ich mich an der Theke niederließ, knallte mir jemand ein Glas Tequila vor die Nase. Ich sah es einige Sekunden lang an und wollte das Zeug trinken. Ich gierte danach, aber ich wusste, dass ich es nicht trinken durfte.

Andererseits: War das nicht die perfekte Gelegenheit zu beweisen, dass ich jetzt in der Lage war, wie ein normaler Mensch zu trinken? Mein neues Ich zu zeigen, den Charlie Engle, der seine Grenzen kannte und sich im Griff hatte? Ich nahm das Glas, kippte mir den Tequila hinunter und spürte die herrliche Wärme durch mich hindurchströmen wie eine schnell abbrennende Lunte, die in meinem Kopf gezündet wurde und Funken sprühend bis zu meinen Füßen durch mich hindurchraste. Ich bestellte mir noch einen Kurzen und ein Bier und noch ein Bier und einen Kurzen, und dann – so ein Mist – wusste ich nicht mehr, was los war. Am nächsten Morgen wachte ich verkatert auf und war völlig baff, mit welcher Leichtigkeit ich den ersten Drink in mich hineingekippt hatte. Ich hatte sechs Monate Abstinenz widerstandslos einfach so weggeworfen. Ich schämte mich für mein Verhalten, aber das Gute war, dass es mir in relativer Abgeschiedenheit

passiert war. Weder Pam noch mein Vater wussten, dass ich rückfällig geworden war, und ich würde es ihnen bestimmt nicht erzählen. Ich hatte nicht vor weiterzutrinken, also gab es keinen Grund, ihnen mein Geheimnis anzuvertrauen.

Zurück in Kalifornien brannte ich darauf, meine neuen Kenntnisse im „Ausbeulen ohne Lackieren“ anzuwenden, und ich rief bei allen möglichen Autohändlern an. Eines Tages überredete ich den Geschäftsführer der größten Honda-Niederlassung in Zentralkalifornien, mich in seinem Büro zu empfangen. Ich erzählte ihm, dass ich eine Dienstleistung anbiete, die ihm bares Geld sparen würde, und bot ihm an, ihm eine Gratisvorstellung meiner Künste zu geben. Er war neugierig genug, mir den Schlüssel zu einem Wagen mit einer Beule in der Tür in die Hand zu drücken und mir eine freie Ecke auf dem Parkplatz zuzuweisen. Ich hatte darauf bestanden, dass mir bei der Arbeit niemand zusah; immerhin war die Technik, die ich anwenden würde, ein gut gehütetes Geheimnis.

Ich machte mich an die Arbeit, brauchte jedoch nur fünf Minuten, um mir darüber klar zu werden, dass ein zweiwöchiger Kurs über das Ausbeulen ohne Lackieren drei Monate zu kurz gewesen war. Ich schaffte es beim besten Willen nicht, die Beule mit meinem Handwerkzeug durch den Fensterschlitz zu erreichen. Mir würde nichts anderes übrigbleiben, als die Tür auseinanderzunehmen. Bevor ich mich versah, lag die Tür in Einzelteilen auf dem Boden. Schließlich schaffte ich es, mein Werkzeug hinter der Beule zu verkeilen, doch mit meinen unzureichenden Fertigkeiten verschlimmerte ich das Ganze nur noch.

Als ich sah, dass der Geschäftsführer kam, um mein Werk in Augenschein zu nehmen, eilte ich zu ihm, bevor er allzu nah an den Wagen herankam. „Ich bin fast fertig. Ich bringe das Auto gleich rüber.“

Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Mir wurde regelrecht übel und ich steuerte die Herrentoilette an. Auf dem Weg kam ich am Büro des Geschäftsführers vorbei und mir fiel das Schlüsselbrett ins Auge, das sich unmittelbar hinter der Tür befand. Ich wusste, dass jeder Schlüssel zu einem der auf dem Parkplatz stehenden Autos gehörte und mit einer Nummer versehen war. Da hatte ich eine Idee. Ich ging wieder nach draußen, sah dass dort ein burgunderroter Honda Accord stand, der genauso aussah wie der Wagen, den ich zu reparieren versuchte, und holte mir den Schlüssel. Dann baute ich den Wagen wieder zusammen, den ich noch übler zugerichtet hatte, als er vor meinem Reparaturversuch gewesen war, und parkte ihn so weit vom Verkaufsraum weg wie nur irgend möglich. Mit dem Schlüssel, den ich stibitzt hatte, fuhr ich den neuen Wagen vor den Eingang der Niederlassung, und genau in dem Moment kam der Geschäftsführer heraus.

„Okay, da ist das Schätzchen“, sagte ich und stieg aus.

„He, das ist ja der Wahnsinn. Ich kann es kaum glauben. Der Wagen sieht ja aus wie neu.“ Er schüttelte mir die Hand und fragte mich, ob ich nicht sofort noch ein paar weitere Wagen reparieren wolle.

„Liebend gerne“, sagte ich, „aber ich bin leider gerade völlig ausgebucht.“

Er bot an, mich zu bezahlen, aber ich sagte ihm, dass die Reparatur diesmal aufs Haus gehe. Ich fuhr nach Hause und rief ihn nie zurück, wenn er mir auf dem Anrufbeantworter Angebote für weitere Reparaturaufträge hinterließ.

Joe hatte sich bei seinen Versuchen, Autos auszubeulen, als genauso unfähig erwiesen wie ich. Deshalb riefen wir die Typen an, die den Kurs gegeben hatten, und beschwerten uns. Sie luden uns ein, nach Rapid City, South Dakota, zu kommen, wohin sie gerade unterwegs waren, um jede Menge Autos mit Hagelschäden zu reparieren. Sie versprachen uns, dass wir das Ausbeulen ohne Lackieren diesmal richtig lernen und auch dafür bezahlt werden würden; vor allem Letzteres erregte meine Aufmerksamkeit. Ich packte meine Sachen und fuhr zwei Tage durch nach South Dakota.

Nach einigen Wochen wurden meine handwerklichen Fähigkeiten im Ausbeulen immer besser. Die Autos sahen tatsächlich so gut wie neu aus, wenn ich mit ihnen fertig war. Ich war stolz auf meine Arbeit. Und ich war auch stolz darauf, dass ich es geschafft hatte, in Rapid City nicht wieder rückfällig zu werden – abgesehen von jenem einen Abend, an dem ich mit den Jungs ein Konzert von Merle Haggard und Clint Black besucht hatte. Ich erinnerte mich im Nachhinein nur noch daran, einen Flachmann geleert zu haben, den mir jemand in die Hand gedrückt hatte. Ab dem Zeitpunkt hatte ich einen Filmriss. Am nächsten Morgen kam ich barfuß in einem riesigen Betonrohr zu mir, in Begleitung eines amerikanischen Ureinwohners namens Cactus Feather und einiger weiterer Angehöriger seines Stammes. Jeder von ihnen hatte eine Flasche Wein in der Hand, die ich offenbar spendiert hatte. Und einer von ihnen trug freudig meine Schuhe. Wie es schien, war ich großzügig, wenn ich betrunken war. Ich hatte mein abstinentes Dasein einfach ein weiteres Mal achtlos aufgegeben. Und ich beschloss ein weiteres Mal, dass es das Beste war, meinen jüngsten Rückfall für mich zu behalten. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, aber wem schadete ich schon damit, wenn ich hin und wieder ein bisschen Dampf abließ. Ich redete mir die Sache schön, indem ich mich dafür beglückwünschte, kein Kokain genommen zu haben.

Ich blieb noch ein paar Wochen in Rapid City, bis wir die Nachricht erhielten, dass Denver von einem der schlimmsten Hagelstürme aller Zeiten heimgesucht worden war. Mehr als 100.000 Autos waren mit golfballgroßen Dellen übersät. Joe und ich packten am nächsten Morgen unsere Siebensachen und fuhren nach Colorado. Wir arbeiteten wie die Verrückten und verdienten dickes Geld. Ich kassierte 1.000 Dollar am Tag, doch dieser Geldsegen machte mich nicht zufrieden und vermittelte mir auch kein Gefühl der Sicherheit, stattdessen machte er mich nervös und gereizt. Geld in der Tasche zu haben, hatte für mich immer bedeutet, mir Kokain kaufen zu können. Wenn ich flüssig war, war ich anfällig. *Warum sollte ich mir nicht wenigstens ein kleines bisschen genehmigen?*, fragte ich mich. *Es muss ja nicht gleich in eine Orgie ausarten, die die ganze Nacht andauert. Einfach nur ein wenig Spaß haben. Du hast dich schließlich ziemlich krumm gemacht. Gönn dir mal eine Pause.*

Eines Abends sagte ich den Jungs, dass ich direkt ins Hotel gehen würde. Aber das war eine Lüge. In Wahrheit ging ich direkt in eine Kneipe. Nach ein paar Schnäpsen erzählte ich dem Barkeeper, dass ich zu Besuch in der Stadt sei und fragte ihn, wo ich mich ein bisschen vergnügen könne. Er empfahl mir einen Nachtclub in der Nähe und erzählte mir sogar von einer Party, die später am Abend in dem Viertel steige, und lud mich ein, doch vorbeizukommen. Als ich zahlte, fragte ich ihn, ob es einen Teil der Stadt gebe, den ich besser meiden sollte.

„Halt dich von der Colfax Avenue fern“, riet er mir. „Da gehen jede Menge üble Sachen ab.“

Ich dankte ihm für seinen weisen Rat.

Die Colfax Avenue lief mitten durch die Stadt und war gut 32 Kilometer lang, deshalb brauchte ich eine Weile, bis ich den Abschnitt der Straße gefunden hatte, vor dem er mich gewarnt hatte. Schließlich kam ich in Aurora in eine Gegend mit Wohnblocks mit vernagelten Fenstern, Stundenhotels, Spirituosenläden, Pfandhäusern und in den Ecken herumlungernenden Banden, die nur darauf warteten, dass ein Idiot wie ich durch ihr Viertel rollte. Bingo.

Es war eine Kunst, von einem Fremden Kokain zu kaufen – jedenfalls guten Stoff. Wenn ich einfach nur an den Rand führe und geradheraus sagte, dass ich etwas kaufen wolle, würde man mir höchstwahrscheinlich lausigen Stoff andrehen – welchen, der mit Abfuhrmitteln oder sogar mit Rattengift gestreckt war. Ich brauchte jemand Ortskundigen, jemanden, der mich begleitete und mich davor bewahrte, ausgeraubt zu werden, oder dass mir etwas noch Schlimmeres passierte. Ich kurvte eine Weile herum, bis ich eine zierliche junge Frau in Jeans und

einem engen T-Shirt sah. Sie sah harmlos aus, als ob sie vielleicht einfach nur einen kleinen Abendspaziergang machte.

Ich hielt neben ihr an und stellte Blickkontakt zu ihr her. Sie hob das Kinn leicht an, um mir zu verstehen zu geben, dass sie bereit war herauszufinden, was ich wollte. Ich ließ das Beifahrerfenster herunter und sagte: „Hi, was läuft hier so?“

Sie stellte sich als Jasmine vor, und ich sagte ihr, dass ich auf der Suche nach Kokain sei und fragte sie, ob sie ein bisschen mit mir herumkurven wolle. Sie stieg ein, dirigierte mich um eine Kurve nach der anderen und wir fuhren immer tiefer in das Viertel hinein. Sie sah sich ständig um, als ob sie erwartete, dass uns jemand folgte. Die Abenddämmerung ging in Dunkelheit über und mir wurde immer mulmiger zumute.

„Sind wir bald da?“, fragte ich und versuchte, möglichst entspannt zu klingen.

„Fahr weiter. Da ist es. Da vorne. Halt hinter dem Müllcontainer an.“

Ich tat, was sie sagte, und im nächsten Augenblick tauchte ein großer schwarzer Mann aus dem Schatten auf und klopfte gegen mein Fenster. Er hielt eine Waffe in der Hand. Wo war ich da hineingeraten? Ich ließ das Fenster herunter. Genau in dem Moment langte Jasmine herüber, packte in meine Weichteile und drückte fest zu. Ich hätte am liebsten laut geschrien, unterdrückte den Schrei jedoch. Der große Kerl schien amüsiert, dass ich reaktionslos hinnahm, dass meine Nüsse in einen Schraubstock genommen worden waren. Er sagte etwas, das klang wie: „Was-willst-du-verficktes-Arschloch-das-ich-am-besten-gleich-umnieten-würde?“

Ich versuchte, nicht mit bebender Stimme zu reden und sagte, dass ich gerne etwas Koks kaufen würde, am liebsten dreieinhalb Gramm, bitte, wenn er mir das besorgen könne.

„Ich dachte, du wärst vielleicht ein Bulle, aber kein Bulle wäre so bescheuert, in dieser Gegend nach Koks zu fragen.“ Er nickte Jasmine zu, woraufhin sie meine Eier losließ. „Ich hab nur das hier.“ Der große Kerl öffnete seine Hand und zeigte mir ein Dutzend gelbliche Steine.

Oh, mein Gott. Crack. Ich hatte noch nie Crack geraucht und hatte es auch nie gewollt. Aber ich war nicht in einer Position, in der ich verhandeln konnte. Ich reichte ihm 250 Dollar und er drückte mir den Stoff in die Hand. Ich ließ das Fenster wieder hochgleiten, doch bevor es komplett geschlossen war, schob er die Mündung seiner Pistole durch die Öffnung. Ich dachte, er würde mich umbringen.

„Komm wieder, dann kriegst du das nächste Mal mehr zum gleichen Preis.“

Ich fuhr weg und wandte mich mit jagendem Herzen zu Jasmine um. „Ich habe dir gesagt, dass ich Koks will. Ich habe nicht nach Crack verlangt. Ich rauche kein verdammtes Crack.“

„Wenn du auf Koks stehst, wird dir das noch besser gefallen. Wenn nicht, nehme ich es dir ab. Wir werden uns schon irgendwie einigen. Glaubst du nicht?“

Ich fuhr an den Rand und parkte unter einer kaputten Straßenlampe. Sie nahm eine kleine Glaspfeife aus ihrer Handtasche. Sie war verkohlt, und eine Seite war mit etwas vollgestopft, das aussah wie Kupfer-Topfreiniger. Sie hielt mir die Hand hin und ich gab ihr einen Stein. Ich war fasziniert, wie lang ihre Fingernägel waren und wie geschickt sie die Pfeife präparierte. Sie hielt ein Feuerzeug unter das Crack und es schmolz knisternd und knackend. Dann hob sie sich die Pfeife an die Lippen, hielt die Flamme weiter unter den Stoff und inhalierte den wirbelnden weißen Rauch, der sich in der Kammer gesammelt hatte.

Als sie ihn nicht mehr länger im Mund behalten konnte, blies sie ihn mit geschlossenen Augen aus und warf den Kopf zurück. „Boah ...“

Sie hielt mir die Pfeife hin. Ich zögerte. Ich hatte seit fast neun Jahren Kokain gesnieft. Ich nahm es gerne. Ich wusste, wie man damit umging. Es hatte Schattenseiten, aber damit kam ich klar. Angst und mein Ego hatten mich davon abgehalten, Crack zu nehmen. Crack war eine Droge für den Abschaum. Herrgott noch mal, ich war ein Marathonläufer! Ich rauchte doch kein Crack.

„Versuch's einfach mal. Bringt dich zum Lächeln wie sonst nichts auf der Welt.“

Ich nahm ihr die Pfeife aus der Hand. Ich wollte unbedingt high sein. „Okay, vielleicht ein kleines bisschen.“

Ich nahm einen kleinen Stein und legte ihn so in die Pfeife, wie sie es gemacht hatte. Dann hielt ich das Feuerzeug unter den Stoff und sog den Rauch in meine Lunge. Im gleichen Augenblick explodierte in meinem Kopf ein nicht von dieser Welt stammender orchestraler Orkan – hörbares Licht, sichtbarer Klang. Wenn ich Kokain nahm, war ich es gewohnt, darauf zu warten, dass die Wirkung einsetzte und der Rausch kam. Doch bei diesem Zeug war es komplett anders. Es gab kein Warten, nur das Jetzt, ein wahnsinniges, berauschendes, loderndes Jetzt. Es war umwerfender und besser als alles, was ich je erlebt hatte. Es war mein persönlicher Urknall, meine Wiedergeburt. Und es sollte mich zerstören. Ich konnte nur noch daran denken, dass ich mehr davon wollte.

Als wir unsere erste Ladung weggeraucht hatten, fuhren wir zurück zu dem Müllcontainer. In den nächsten 24 Stunden besorgten wir uns viermal Nach-

schub. Der große Kerl und ich waren inzwischen beste Kumpels. Er wusste, dass er mich nicht auszurauben brauchte, weil ihm klar war, dass all mein Geld früher oder später sowieso bei ihm landen würde.

An Tag zwei ging mir das Geld aus. Jasmine wurde hibbelig. Sie fragte, ob ich Kreditkarten bei mir hätte. Ich sagte, dass ich welche hätte, jedoch kein Cash mit ihnen abheben könne, jedenfalls nicht, ohne in eine Bank zu gehen, und dass ich in dem Zustand, in dem ich mich befände, ganz sicher keine Bank betreten könne.

„Wir gehen in keine Bank“, sagte sie vergnügt. „Wir gehen ins Einkaufszentrum.“

Ich ließ Jasmine fahren. Sie hielt an einer Ecke, in der ein paar Jugendliche herumhingen. Einer von ihnen zeigte eine Pistole. Schon wieder eine Pistole. Mein Gott, in dieser Gegend schien jeder mit einer Knarre herumzulaufen. Ich hatte seit Jahren Kokain gekauft und noch nie eine Pistole zu sehen bekommen. Jasmine stieg aus und redete mit den Jungs. Sie wandten sich alle zu mir um. Ich wurde nervös und rutschte auf den Fahrersitz herüber. Dann kam Jasmine zurück zum Wagen, die Jungs im Schlepptau.

„Okay, alles klar. Sie kommen mit uns. Du kaufst jedem von ihnen eine Starter-Jacke, und dafür geben sie dir Stoff.“

Die Jungs machten es sich auf der Rückbank bequem und wir fuhren zum Cherry Creek Shopping Center, einem edlen Einkaufszentrum, in dem ich mir eine Woche zuvor eine Hose gekauft hatte. Sie wussten, in welchen Laden sie wollten. Ich tat so, als würde ich mir Socken ansehen, während die Jungs darum stritten, wer die Jacke mit dem Oakland-Raiders-Logo bekam. Schließlich hatte sich jeder von ihnen eine Jacke ausgesucht und ich ging mit ihnen zur Kasse und reichte der Kassiererin meine goldene American-Express-Karte. Die Jungs zogen sich ihre neuen Klamotten an und stolzierten aus dem Laden. Eine große glückliche Familie. Als wir mein Auto erreichten, stritten die Jungs miteinander, wer von ihnen mich in Form von Stoff auszahlen sollte. Schließlich gaben sie mir Crack im Wert von 1.000 Dollar – genug, um einige Tage über die Runden zu kommen.

Als der Abend herandämmerte, hatte ich alles weggeraucht. Sogar Jasmine war beunruhigt. Sie redete auf mich ein, es langsamer angehen zu lassen, mal eine Pause zu machen, mir etwas für später aufzuheben. Aber ich wusste, dass es für mich kein Später geben würde. Ich wusste, dass ich mich total in die Scheiße geritten hatte. Ich war schon zwei Tage hintereinander nicht zur Arbeit gegangen. Ich hatte seit Tagen nicht mit Pam geredet. Ich wollte, dass mein Rausch so lange

anhielt wie nur irgend möglich, denn wenn er einmal verfliegen war, wusste ich nicht so genau, was mir dann noch blieb.

Ich öffnete die Augen. Mein Mund war trocken, meine Lippen aufgesprungen und geschwollen. Ich setzte mich im Bett auf und wurde mir dessen bewusst, dass Jasmine verschwunden war. Ich ging zum Fenster und sah hinaus auf den Parkplatz des Motels. Es schneite heftig. Mein Auto stand nicht mehr da. Scheiße. Ich zog mir meine Jeans an und klopfte die Taschen ab. Leer. Kein Schlüssel, kein Geld, kein Crack. Benebelt und von Übelkeit befallen, setzte ich mich auf die mit Flecken übersäte, statisch aufgeladene Tagesdecke und sprang sofort wieder auf. Ich musste raus aus diesem Zimmer und sah mich nach meiner Jacke um. Sie war ebenfalls weg.

Ich verließ das Zimmer und stapfte, nur mit einer Jeans und einem kurzärmeligen T-Shirt bekleidet, in Turnschuhen in heftigem Schneetreiben die East Colfax Avenue entlang. Nach ein paar Blocks fand ich eine Telefonzelle. Super. Ich würde die Bullen anrufen und ihnen sagen, dass mein Auto gestohlen worden war. Sie würden es für mich finden, und schon wäre ich auf dem Weg nach Hause. In der Zelle stank es nach Urin, aber wenigstens war ich dort vor dem Wind und dem Schnee geschützt. Ich hob den Hörer ab und wählte die 9 und die 1, doch dann verweilte mein Finger über der Taste mit der 1. Ich legte wieder auf, startete das Telefon an, nahm den Hörer wieder ab, wählte erneut die 9 und die 1 und rammte den Hörer wieder auf die Gabel. *Soll ich dir was sagen, du Arschloch?*, sagte ich zu mir selber. *Du kannst die Bullen nicht anrufen. Hier ruft niemand die Bullen an.*

Ich trat wieder hinaus in das Schneegestöber. Nach einigen Blocks sah ich ein vertrautes rot-weißes Schild. Als ich näherkam und das sommersprossige lächelnde Mädchengesicht auf dem Wendy's-Schild erkannte, stiegen mir vor Freude Tränen in die Augen. Ich betrat das Schnellrestaurant und betrachtete die Speisekarte an der Wand hinter den Kassen. Ich hatte seit – wie lange? – vier Tagen nichts gegessen. Ein Paar, das mit zwei Kindern in einer Sitzecke saß, starrte mich an, als ich mir einen Stapel Servietten nahm und mir damit das Gesicht und die Arme abtrocknete. Als ich sie wegwerfen wollte, fiel mir in der Mülltonne ein Plastiksatteller ins Auge. Ich nahm ihn heraus und wischte ihn mit den nassen Servietten ab. Dann ging ich zur Salattheke und begann, den Teller mit Salatblättern, blassen Tomaten, geraspelttem Käse und gerösteten Brotstückchen vollzuladen.

„He!“ Ein Typ in einem Wendy's-Hemd machte mit seinem fetten Arm eine wedelnde Handbewegung in meine Richtung. „Raus hier!“

Gedemütigt schlich ich wieder nach draußen auf den Bürgersteig. Mit brennenden Schneeflocken im Gesicht und auf meinen nackten Armen blickte ich in beide Richtungen die Straße entlang und fragte mich, was ich jetzt tun sollte. Ich konnte ein Auto anhalten oder Pam anrufen, aber sie würde mir nicht helfen können. Niemand konnte mir helfen. Was wäre, wenn ich mich einfach an Ort und Stelle hinlegte und mich zuschneien ließe? Vielleicht würde meine Familie glauben, dass es ein Unfall gewesen war, dass ich mich irgendwie verlaufen hatte. Ein tragischer Verlust.

Ich zwang mich weiterzugehen, kam an eine Kreuzung und schirmte mir die Augen mit der Hand gegen die peitschenden Schneeflocken ab. Zu meiner Linken, etwa einen halben Block weit von mir entfernt, sah ich einen weißen Toyota 4Runner, der genauso aussah wie meiner. Der Auspuff spuckte eine Abgaswolke aus; der Motor lief. Ich taumelte auf das Auto zu, sicher, dass es meins war. Ich konnte nur daran denken, wie warm es in dem Wagen sein würde, wie gerne ich in ihm sitzen würde. Ich ging schneller und verspürte auf einmal Unbehagen, da mir plötzlich sehr bewusst war, dass ich eine Straße entlangging, auf der ich besser nicht wäre. Ein weißer, nur mit einem T-Shirt bekleideter Typ mitten in einem Schneesturm in diesem heruntergekommenen, von Schwarzen dominierten Viertel.

Als ich näher kam, sah ich, dass der Dachgepäckträger auf dem Wagen genauso aussah wie meiner. Dann sah ich das Nummernschild aus North Carolina. Ich rannte auf den Wagen zu, und eine dicke Frau, die sich in dem tiefen Schnee mit einem Einkaufswagen abmühte, blickte zu mir auf. Ich öffnete die Fahrertür und sah die CDs, die ich auf den Beifahrersitz geworfen hatte, und die Sonnenbrille, die ich glaubte, verloren zu haben. Es war mein Wagen. Die Frau schrie, als ich einstieg. Ich setzte zurück und hörte leere Bierdosen über den Boden des Wagens rollen. Dann legte ich den Vorwärtsgang ein, fuhr vom Bordstein weg und bretterte schlingernd durch den Schnee davon.

„Ja!“, rief ich.

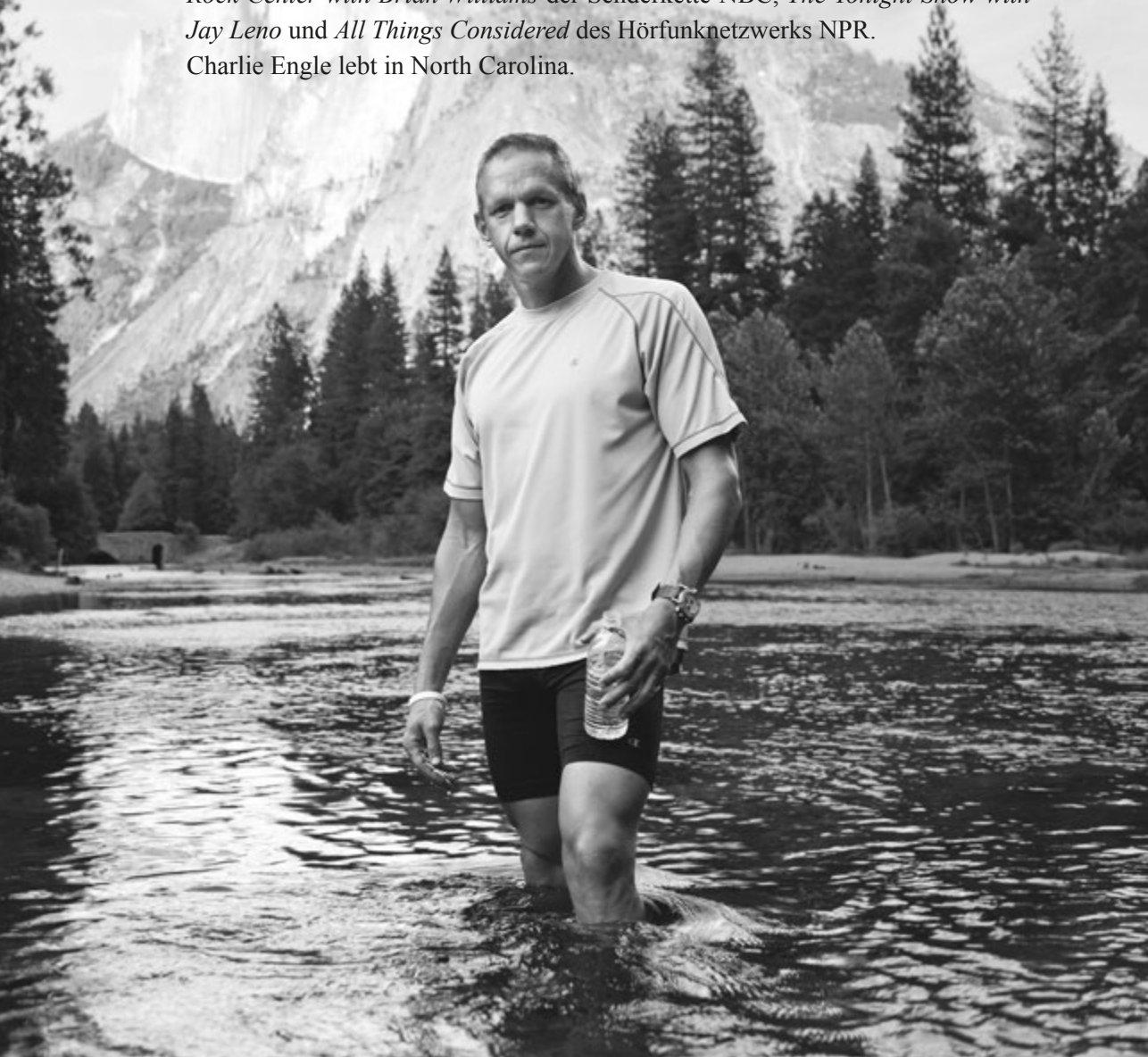
Ich konnte mein unglaubliches Glück kaum fassen, bog schnell um eine Kurve, dann um noch eine und hoffte, die Schnellstraße zu finden. Ich saß in meinem Auto im Warmen. Ich war frei. Dann hörte ich einen schrillen Schrei hinter mir, der klang wie der Schrei einer Katze. Ich drehte mich um und warf einen Blick auf die Rückbank. Ein Kleinkind in einem blauen Schneeanzug, vielleicht achtzehn Monate alt, starrte mich mit großen dunklen Augen und offenem Mund an und weinte.

Wettkampf-Highlights

- 1989 Big Sur Marathon
- 1991 Napa Valley Marathon, Boston Marathon und Big Sur Marathon
- 1992–1995 Teilnahme an Dutzenden Marathons, Triathlons und 10-Kilometer-Läufen
- 1996 *männlicher Sieger* des Nanango Forest 52K, Australien; Boston Marathon
- 1998 Raid Gauloises, Ecuador
- 1999 *Sieger* (in der Kategorie der Männer) der Southern Traverse Adventure Race, Neuseeland
- 2000 Hawaii Ironman; *Eco-Challenge*, Borneo; Raid Gauloises, Tibet/Nepal
- 2001 *Eco-Challenge*, Neuseeland; Expedition BVI Adventure Race, Britische Jungferninseln; Discovery Channel World Championships Adventure Race, Schweiz
- 2002 *Eco-Challenge*, Fiji; Raid Gauloises, Vietnam
- 2003 *Sieger* des 250K Gobi March, China; *5. US-Amerikaner* der 24 Hour Championships; *8. Platz* Badwater 135-Mile Ultramarathon
- 2004 *Sieger* der RAAM (Race Across America) in der Kategorie gemischte Teams; Grand Canyon Rim to Rim to Rim Lauf; *2. Platz* 250K Atacama Crossing, Chile
- 2005 *Sieger* 220K Jungle Marathon, Brasilien; *3. Platz* Badwater Ultramarathon; *3. Platz* Coastal Challenge 250K, Costa Rica; *3. Platz* Mauritania Challenge 250K
- 2006 *Sieger* 250K Gobi March, China, in der Team-Kategorie; *3. Platz* Badwater Ultramarathon
- 2006–2007 Rekordlauf durch die Sahara
- 2007 *5. Platz* Badwater Ultramarathon; *13. Platz* Furnace Creek 508 Ultra-Radrennen; *2. Gesamtsieger* Death Valley Cup
- 2008 Running America: Rekordversuch Durchquerung der Vereinigten Staaten
- 2009 *4. Platz* Badwater Ultramarathon; *4. Platz* Furnace Creek 508 Ultra-Radrennen; *1. Platz* und neuer Rekord Death Valley Cup
- 2013 Brazil 135 Ultramarathon; *5. Platz, Rekord in der Altersgruppe 50+* Badwater Ultramarathon
- 2014 11. Januar: Astacianna Hatcher in einem Mammutbaumwald in Big Sur, Kalifornien, geheiratet – *1. Platz*

Über den Autor

Charlie Engle ist ein weltbekannter Ultramarathon-Läufer, der einige der härtesten Langstreckenläufe der Welt gewonnen hat oder sich unter den Ersten platzieren konnte. Im Jahr 2007 hat Matt Damon *Running the Sahara* produziert und erzählt, einen Film über den erfolgreichen Versuch von Engle und seinem Team, als erste Läufer die rund 7.500 Kilometer lange Strecke durch die Sahara zu bewältigen. Über Engle wurde groß in folgenden Medien berichtet: *Men's Journal*, *National Geographic Weekend*, *Oxford American*, *Runner's World*, *The Huffington Post* sowie in den Sendungen *Need to Know* der Senderkette PBS, *Rock Center with Brian Williams* der Senderkette NBC, *The Tonight Show with Jay Leno* und *All Things Considered* des Hörfunknetzwerks NPR. Charlie Engle lebt in North Carolina.





Charlie Engle

[Running Man](#)

Ein Ultralauf zurück ins Leben: Aus dem Drogenrausch zum Runners High

352 pages, relié
sera disponible en 2018



Plus de livres sur homéopathie, les médecines naturelles et un style de vie plus sain www.editions-narayana.fr